

**Wildnis
wagen!**

ULRIKE FOKKEN

Wildnis

Warum Natur glücklich macht

wagen!

LUDWIG

Dieses Werk wurde vermittelt durch Aenne Glienke,
Agentur für Autoren und Verlage,
www.AenneGlienkeAgentur.de



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Copyright © 2014 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik·Design, München
Redaktion: Claudia Fritzsche
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-453-28062-5

www.Ludwig-Verlag.de

*Y en los árboles escucha
voces de tiempos remotos
ha elegido caminar
hacia lo salvaje ...*

Amaral

*Und im Wald vernimmt sie
Stimmen aus längst vergangenen Zeiten
Sie beschließt,
in die Wildnis zu gehen ...*

Amaral

Inhalt

1	Wildnis ist meine Natur	9
2	Durch den Stadtpark in die Wildnis	33
3	Im Unterholz der Seele	41
4	Antworten aus der Natur	49
5	Die Liebe zum Lebendigen	63
6	Die Schule der Wildnis	79
7	Wachsen in der Wildnis	95
8	Die geistigen Restposten der Neuzeit	109
9	Ein anderes Wort für Zuhause	123
10	Klassenzimmer Natur	129
11	Verwilderung in einem zivilisierten Land	147
12	Wenn Männer von der Seele sprechen – oder: Die Wildnis mitten in Deutschland	153
13	Auf Safari zur Kegelrobbe – die Wildnis als Wirtschaftschance	173
14	Was kostet die Welt? Warum Investmentbanker das Naturkapital errechnen und die neue Wirtschaft erfinden	183
15	Natur ist das nächste Topthema der Politik	193
16	Das neue Denken in der Wirtschaft	203

17	Kluge Unternehmen schaffen die Wildnis	217
18	Elastisch im Anthropozän – wenn wir das Klima ändern können, können wir auch uns ändern	229
19	Mit weniger Krempel in den Klimawandel	245
20	Das Knurren an der Peripherie	257
	Dank	267
	Bücher, die mich inspirieren und die ich in mein Haus im Wald mitnehme	269

I Wildnis ist meine Natur

Und dann kommt der Wolf. Zügig überquert er das Feld, läuft ruhig den Hang hinauf, bleibt dann und wann stehen, schnuppert fast noch im Vorbeilaufen am Boden und zieht weiter in Richtung Wäldchen. Lässig sieht der Wolf aus, geschmeidig und elegant, wie er scheinbar mühelos über den unebenen Grund bergauf läuft, zielgerichtet und dennoch entspannt. Der Wolf verschwindet zwischen den Büschen und Bäumen, in die schon seit einiger Zeit Rabenkrähen fliegen und sich auf den Ästen niederlassen.

Meine Sehnsucht nach Wildnis hat mich in die nordspanische Sierra de la Culebra getrieben, um die iberischen Wölfe zu sehen. Die Berge im Nordwesten der spanischen Region Kastilien-León gehören zu den am dünnsten besiedelten Gegenden Europas. Seit jeher teilen sich die Menschen den Lebensraum hier mit Wölfen, und sie haben sich in ihrer Lebensweise einander angepasst, wie ich später lerne. Das Besondere an der Sierra de la Culebra und der ganzen Region ist jedoch, dass die Wölfe hier nie ausgerottet wurden. Die Iberische Halbinsel ist damit die einzige Region im Westen Europas, aus der Wölfe niemals verschwunden sind. Und das, obwohl die Franco-Diktatur in der Mitte des 20. Jahrhunderts versuchte, den als »Bestie« verteufelten Wolf zu vernichten. Doch die Diktatur endete, bevor der letzte Wolf in eine Falle ging. Der Wolf ist in der Sierra de la Culebra zu Hause. Auf Wegen in den Wäldern finde ich Fußabdrücke und Kothaufen von Wölfen. Über den Sandstrand eines Stausees folge ich den schnurgerade gesetzten Pfoten bis in einen Eichenwald, in dem ich die Spur verliere. Die iberischen Wölfe sind dunkler und

ein wenig kleiner als die europäischen Wölfe, die seit einigen Jahren auch wieder in der Lausitz zwischen Brandenburg und Sachsen leben und von dort aus nach Nord- und Westdeutschland wandern. Die spanischen Wölfe haben eine schwarze, fast an eine Maske erinnernde Gesichtszeichnung, sind schlanker als ihre nordeuropäischen Verwandten und wie alle Tiere auf der Iberischen Halbinsel ein wenig kleiner als dieselben ihrer Art im Norden Europas.

Mir stockt kurz der Atem, als ich durch das Teleskop auf dem Feld auf der anderen Seite des Wäldchens vier Wölfe sehe. Sie streben dem Wald zu, in dem der Alte verschwunden ist, laufen zusammen hinein, kommen zusammen heraus und fangen an, das zu machen, was junge Wölfe machen, wenn sie nicht fressen, schlafen oder mit den Eltern jagen: Sie balgen, raufen, einer fläzt sich im Sand, springt auf, der andere stürzt sich auf ihn. Noch nie zuvor habe ich junge Wölfe in Freiheit gesehen, und ich bin tief berührt, ihnen beim Spielen in der Morgensonne eines eisigen Dezembertages zuzuschauen. Die jungen Wölfe sind im Frühjahr geboren und nun mit vermutlich acht oder neun Monaten genauso groß wie die Alten. Aus der Ferne sind sie daher anhand ihrer Größe oder der Fellzeichnung überhaupt nicht von den Eltern zu unterscheiden, nur ihr Verhalten verrät ihre Jugend. Über den Wölfen fliegen immer wieder Rabenkrähen heran. Von meinem Standort auf der anderen Seite des weiten Tales zwischen zwei Hügelketten sehe ich, dass die Krähen in den Bäumen niedergehen und wie seit ewigen Zeiten darauf warten, dass sie von der Beute des Wolfs ihren Teil erhalten.

Da im Wäldchen muss noch etwas von dem liegen, das den Wolf und seine Familie schon gestern dorthin gezogen hat, wie mir Javier Talegón erzählt. Fleisch. Beute. Leben. Javier ist Biologe und betreibt mit José Luis Santiago die Agentur *Llobu*, was auf Galizisch Wolf bedeutet. Javier kommt fast jeden Tag aus dem nächsten Dorf – fünf Kilometer von unserem

Platz entfernt – auf den Forstweg entlang der Bahnstrecke, von dem aus er die Wölfe auf der anderen Seite des Tales beobachten kann. Er hat mir den Platz gezeigt, denn trotz der unübersehbar vielen Spuren von Wölfen in der Sierra de la Culebra und den anschließenden Bergketten bleiben die Wölfe für den Menschen meistens unsichtbar. Manchmal sehen Autofahrer in der Nacht einen oder mehrere Wölfe über eine Brücke oder eine Straße laufen. Antonio, ein Schäfer aus Sanabria, erzählt mir, dass die Autobahnbrücke zwischen der Sierra de la Culebra und der angrenzenden Sierra de Sanabria eine sichere Stelle ist, um Wölfe zu sehen. Gerade gestern Abend habe ihn ein Nachbar aus dem Dorf am Fuß der Brücke angerufen und erzählt, dass ein Wolf die Brücke in Richtung Sierra de Sanabria überquert habe. Die Wölfe haben gelernt, dass sie auf der Straßenbrücke die Autobahn besser oder sicherer überwinden können, als wenn sie über die Fahrbahn laufen.

Die Wölfe sind überall im Nordwesten Spaniens. Sie leben in der Nähe der Menschen, immer auf der Hut, ihnen nicht zu nahe zu kommen und in Gefahr zu geraten. Javier erzählt mir, dass er mit dem Fernglas mal Jäger auf der Jagd nach Hasen und Wachteln beobachtet hat. Er war nicht der Einzige: Hinter einem Gebüsch stand ein Wolf, beobachtete, wohin die Jäger gingen und folgte ihnen gut versteckt und offenbar lautlos oberhalb des Weges durch das Gebüsch. Dabei verraten die Hirsche, Rehe, Eichelhäher oder Krähen durchaus, wo der Wolf ist. Wer ihre Zeichen lesen kann, versteht die Botschaft.

Von Wölfen und Krähen

So lange sich Menschen erinnern, erzählen sie von Wölfen und Krähenvögeln, die in harmonischer Eintracht leben. Die Lakota in Nordamerika erzählen vom Zusammenleben der

Wölfe und Raben; die Nomaden in der Mongolei und auch die Menschen hier in der spanischen Sierra de la Culebra erkennen am Verhalten der Raben und Krähen, wo Wölfe sein können. Wölfe und Krähenvögel zeigen einander, wo Aas liegt oder ein schwacher Hirsch, ein krankes Wildschwein oder ein Rehkitz zu erbeuten ist. An den Flüssen Kanadas rufen die Rabenvögel als Erste von den Baumwipfeln, wenn die Lachse die Flüsse hinaufschwimmen. Die Raben brauchen die Wölfe und auch Bären, damit sie die Lachse fangen, an deren Resten dann die Vögel noch genug haben. Nachdem die Wölfe gejagt haben, können ihnen die Krähen auch in der Sierra de la Culebra etwas von ihrer Beute abspenstig machen.

Die Bande zwischen Wölfen und Krähenvögeln sind älter als die Angst des Menschen vor ihrer wilden Kraft, die Europäer heimsucht, wenn es um Wölfe geht. Der moderne Mensch hat vergessen, dass schon unsere weit entfernten Vorfahren vor den letzten Eiszeiten in diese Gemeinschaft eingebunden waren. Unsere Vorfahren haben mit Raben und Wölfen »Jagd- und Fressgemeinschaften« gebildet, wie es der österreichische Verhaltensbiologe und Wolfsforscher Kurt Kotrschal ausdrückt. Von der Gemeinschaft der Jäger und der über Zehntausende von Jahren gewachsenen Verbindung zwischen Menschen und Wölfen auf der gesamten Nordhalbkugel ist in der Zivilisation des 21. Jahrhunderts meistens nur die mythische Verklärung des Wolfs geblieben, wenn nicht das Unwissen über Wölfe in blanke Angst mündet.

Bevor ich in die Sierra de la Culebra aufgebrochen bin, haben mich Freunde in Berlin gefragt, ob ich denn gar keine Angst hätte, in ein Wolfsgebiet zu fahren. Erst habe ich gedacht, meine Freunde machten Witze. Wir leben schließlich in aufgeklärten Zeiten. Aber ihre Angst vor dem ungebändigten Leben der Natur war stärker als ihre berechtigte Vermutung, dass Wölfe keine Frauen in roten Regenjacken fressen. Normalerweise jedenfalls nicht. Menschen gehören nicht ins Beute-

schema von Wölfen, wenngleich sie schon Menschen angegriffen und dann auch ganz oder teilweise gefressen haben.

Der Zusammenhalt von Wölfen und Krähen erinnert noch heute gleichnishaft an die Zeit, als auch Mensch und Wolf in Harmonie nebeneinander lebten und jagten. Solange unsere Vorfahren umherstreiften und den Braten im Wald erlegten, waren Wölfe keine Gefahr. Sie stellten auch keine Konkurrenz für den Menschen dar, denn es gab genug Wild für alle. Wölfe waren eben auch da, wo Menschen lebten. Und die Wölfe blieben, wie wir wissen, sehr nahe bei uns, nachdem unsere Ahnen nicht mehr nomadisch umherzogen. Sie schlossen sich den Menschen an, vermutlich erst als zahme und fügsame Wölfe, dann als dingoartige Wildhunde, bis sie schließlich zum Hund mutierten. Wölfe haben uns also nie verlassen, sondern nur eine der Zivilisation angepasste Form angenommen. Sie erscheinen nun als Dackel oder Rottweiler. Doch Wildnis und Zivilisation haben sich im Hund nicht voneinander getrennt: Unabhängig davon, um welche Hundart es sich handelt, sind Wölfe und Hunde genetisch auch 16 000 Jahre nach der Hundwerdung im Zusammenleben mit uns dieselben geblieben. »Hunde und Wölfe sind daher weiterhin als eine Art anzusehen«, sagt der Verhaltensbiologe Kurt Kotrschal.

Als unsere Vorfahren sesshaft wurden, Getreide anpflanzen und Schafe, Ziegen, Kühe und Pferde domestizierten, wurde der Wolf zur Gefahr. Natürlich fürchteten die Menschen, der Wolf würde ihr Vieh holen. Wenn der Wolf die paar Schafe oder Ziegen einer Familie gerissen hatte, mussten die Leute hungern. Oder sogar verhungern. Das unberechenbare Leben draußen außerhalb des Dorfes, jenseits der Mauern und Zäune des Hofes wurde zur Gefahr. Und dann begannen die Menschen, sich vor dem Leben da draußen zu fürchten. Das Maß an Natur, das sie zum Leben brauchten, hatten sie sich gefügig gemacht und domestiziert. Von der

ungebändigten, wilden Natur trennte sich der Mensch. Je mehr er sein Leben von der Natur entkoppelte, desto größer wurde die Angst. Nach ein paar Tausend Jahren Kulturgeschichte hatten unsere Vorfahren dann so viele Gedankenkonzepte zum Leben in der Zivilisation entwickelt, dass schließlich aus der gefährlichen Welt außerhalb des Dorfes die Wildnis wurde. Und die versetzte die Menschen in Angst und Schrecken. Denn draußen lebten nun die anderen. Das Unbekannte rief aus dem Wald, und bis heute hält diese Angst vor dem Wilden an, dem anderen, dem Fremdgewordenen. »Auch die Angst vor dem Neuen teilen wir Menschen mit dem Wolf und dem Raben«, sagt Verhaltensbiologe Kotrschal. Unser Gehirn kann die tollsten Sachen erdenken, baut aber nur schwerfällig neue Eiweißbrücken für neue Erkenntnisse auf, die scheinbar oder wirklich dem widersprechen, was wir wissen und kennen. Lernen ist daher ein mühsamer Prozess, weshalb es uns viel leichter fällt, neue Dinge abzulehnen. Wenn alles gut geht in unserer Zivilisation, lernen wir dennoch die Fremdheit zu respektieren, zu akzeptieren oder mindestens zu tolerieren.

Gegen die Gefahr für ihre Schafe und Ziegen dachten sich schon die ersten Viehhalter eine Menge aus: Sie bauten Ställe, um die Tiere nachts zu schützen. Um den Wolf von der Herde abzuschrecken, züchteten die Schafbesitzer große Hunde, so wie die Mastín-Hunde, die noch heute in der Sierra de la Culebra mit den Schafen leben. Schäfer Antonio aus Sanabria hat 1 250 Schafe und zwölf Mastín-Hunde, die die Schafe bewachen wie ihre eigene Familie. Schon als Welpen leben sie im Stroh mit den Schafen und kennen deswegen kein anderes Rudel als das aus Schafen und Hunden. »Noch nie«, erzählt Antonio, »haben Wölfe meine Herde angegriffen.« Wenn die Mastínes einen Wolf in der Nähe wittern oder gar morgens seine Fährte aufnehmen, suchen sie die Gegend um die Herde ab und markieren ihren Herrschaftsanspruch. Das Gute ist,

dass die Wölfe die Zeichen der Hunde verstehen und das Revier der Mastínes respektieren. Vielleicht sehen sie die Hunde einfach als anderes Rudel an. Schäfer Antonio und sein Sohn Carlos, der den Schafbetrieb in die nächste Generation führt, fürchten sich nicht vor den Wölfen. »Sie gehören dazu«, sagen Vater und Sohn. »Die Wölfe gehören hierher.«

Vielleicht haben auch die Jäger und Sammler der Sierra de la Culebra vor 6000 Jahren den Wolf einst so geachtet wie die Lakota und die Irokesen und die anderen Menschen in Nordamerika, die dort lebten, bevor die Europäer kamen. Von den Oneida, einem der Irokesen-Stämme, wird erzählt, dass sie bevor sie eine Versammlung abhielten und über Jagdgründe und Jagdrouten sprachen, festlegten, wer die Rechte des Wolfs vertreten sollte. Einer der Oneida-Stämme war in ein anderes Gebiet gezogen und bemerkte, dass dort schon Wölfe lebten. Da sich die Oneida, wie auch die anderen Irokesen-Stämme, als Gemeinschaft unter Gleichen organisiert hatten und den Wolf als Verwandten betrachteten, gaben sie dem Wolf dieselben Rechte wie jeder anderen Familie im Verbund. »Wer spricht für den Wolf?«, hieß es daher vor der Versammlung, und ein Mensch nahm den Platz des Wolfs ein, damit auch seine Bedürfnisse gewahrt würden und sein Lebensrecht gesichert sei.

Es ist an der Zeit, auch in Europa für den Wolf zu sprechen. Nicht für den Wolf allein, sondern für alle Tiere, für alle Pflanzen und für alles Leben in Wald und Wiese, im Fluss, in See und Meer, auf den Bergen und in den Sümpfen. Der Wolf steht für mich nur symbolhaft als der wilde unbekanntere Vertreter der Natur, um die es mir insgesamt geht. Denn ich Sorge mich um die Natur, und damit Sorge ich mich auch um uns Menschen, die wir doch untrennbar mit der Natur verbunden sind. Der Wolf ist das einzige große Raubtier neben dem Menschen in Europa. Doch im Gegensatz zum Menschen beeinflusst der Wolf seinen gesamten Lebensraum zum Guten.

Nachweislich stärken Wölfe die ökologische Vielfalt in ihrer Region. Da sie außer jungen Tieren nur schwache und kranke Tiere jagen, stärken sie den Bestand an Hirschen, Rehen, Elchen und der anderen Huftiere ihrer Gegend. Ebenso wie der Luchs und andere große Raubtiere verbessern Wölfe durch die natürliche Auslese die biologische Vielfalt in dem von ihnen bejagten Terrain. Sie regulieren den Zustand der Grasfresser, was sich auf die Zusammensetzung und Verteilung aller möglichen Pflanzen und Tiere im Wolfsgebiet auswirkt und bis hin zur Schmetterlingspopulation das Leben in der Nachbarschaft des Wolfs beeinflusst.

Der Wolf ist uns in vielerlei Hinsicht ähnlicher, als den meisten Menschen bewusst ist, und auch deshalb ist er das beste Symbol für die Natur, die dem Menschen verloren gegangen ist und die er doch so nötig braucht. Der Wolf kann sich – ebenso wie der Mensch – allen ökologischen und sozialen Bedingungen anpassen. Wölfe leben in Gebieten von den Wüsten der Arabischen Halbinsel über die dicht besiedelten Gegenden Zentraleuropas bis hinauf in die polaren Tundren Finnlands und Kanadas und bewohnen die gesamte nördliche Halbkugel. Wölfe brauchen keine Wildnis, sondern natürliche Bedingungen mit ausreichend Platz, sie brauchen Futter, und sie brauchen Toleranz, und auch darin sind wir dem Wolf ähnlich. Wir benötigen die Natur, denn sie zeigt uns die Freiheit, außerhalb unserer zivilisatorischen Bahnen zu leben. Die Natur und das, was wir Wildnis nennen, sind das Gegenmodell zu dem Leben, das wir kennen. Und das macht die wilde und unkontrollierte Natur so wertvoll für unseren Geist und unsere Seele, denn dort draußen, außerhalb der Palisaden unseres Alltags, machen wir die Erfahrungen, die unser Hirn zur Knüpfung neuer Verbindungen anregt. In der Natur lernen wir, neu zu denken und Neues zu denken.

Ich spreche für den Wolf, und damit spreche ich für den Menschen

Wir Europäer haben beim Aufbau unserer großen Kultur verdrängt, dass Tiere ein Recht auf Leben besitzen. Und je mehr wir das Lebensrecht von Tieren, Pflanzen, Flechten, Pilzen und all den anderen Organismen missachten und einschränken, desto mehr beschneiden wir unser eigenes Lebensrecht. Mit der von uns kultivierten Industriegesellschaft vernichten wir das natürliche Leben und zerstören damit auch die Lebensräume von Menschen, die nicht nach dem ausbeuterischen Prinzip leben. Wir können es uns in Europa ja schon gar nicht mehr vorstellen, dass Menschen im peruanischen Amazonas oder in den Tundren um den Polarkreis, in Australien, Laos, Grönland oder in Botswana nach den Gegebenheiten der Natur leben.

Unsere Trennung von der Natur ist so perfekt vollzogen, dass wir uns als zivilisierte Menschen des 21. Jahrhunderts das Recht anmaßen, über Leben und Tod aller anderen Lebewesen auf der Erde zu entscheiden. Wir haben unsere materialistische Lebensweise zum Maß aller Dinge erklärt und sind damit so erfolgreich, dass Menschen von Schweden bis Brasilien, von Deutschland bis China daran glauben. Völlig unabhängig von der Ideologie und von der Religion sind sie überzeugt davon, das Recht zu besitzen, sich die Erde untertan zu machen. Ihre Abhängigkeit vom Konsum, ihr Glaube an das Wort haben verheerende Auswirkungen. Weltweit.

Wenn ich für den Wolf spreche, spreche ich nicht von indianischer Philosophie, sondern von europäisch-wissenschaftlich basierten Tatsachen. Auf unserem Heimatkontinent sind je nach Tierart ein Drittel bis die Hälfte aller Insekten, Amphibien, Reptilien, Säugetiere und Vögel vom Aussterben bedroht. Der einzige Grund für das Artensterben ist der Mensch. Wir wüten. Schon unsere Vorfahren haben gewütet. Ein paar

Tausend Jahre lang nach dem Sesshaftwerden unserer Vorfahren mag das Maß der Naturzerstörung für andere Lebewesen noch erträglich gewesen sein, dann kamen Jahrtausende der Verheerung und Jahrhunderte der Verwüstung. Erst in Europa, dann in der neuen Welt, zu der Kolumbus einen Weg für die Europäer fand, dann in Australien, in Afrika und in Asien. Mittlerweile vernichten wir das Leben in der Natur, als wäre Zerstörung unsere wahre Natur.

Unser gesamtes europäisches Gesellschaftsbild, unsere Staatsform, unsere Religion fußen auf der Überzeugung, wir stünden außerhalb der Natur. Dieser Glaube beeinflusst unsere Art zu wohnen, zu essen, zu lieben, unsere Kinder zu erziehen, zu arbeiten, zu denken, zu fühlen und zu sterben. Wir glauben, wir kämen ohne die Verbindungen zu den wildlebenden Verwandten dort draußen im Wald, im Meer, im Stadtpark aus. Das ist ein großer Irrtum! Wir sind auch nach 300 Jahren der vollkommenen Rationalisierung des Lebens für die Zwecke der Industrie ein Teil der Natur.

Die Zerstörungswut und die Unverbundenheit mit der Natur sehr vieler Menschen sind schon lange kein rein ethisches Problem mehr. Dabei ist vollkommen klar: Die Zerstörung des Lebens in der Natur gehört sich nicht. Oder soll ich sagen, dass das, was der Mensch dort draußen anrichtet, ein Biozid ist? Ein weitgehend gedankenloser Massenmord am wilden Leben. Ich argumentiere jedoch nicht nur moralisch oder ethisch, wenn ich für den Wolf und alle unsere Verwandten in der Natur spreche. Ich spreche davon, dass die Zerstörung der Natur unser Leben angreift und unsere Art zu leben auf eine Weise verändert, deren Auswirkungen wir nicht abschätzen können. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass uns die Veränderungen und der Verlust an biologischer Vielfalt gut bekommen. Deutlich spüren wir das am Klimawandel, der die Lebensbedingungen auf der gesamten Erde verändert und bedroht. Wir in Deutschland haben von den Auswirkun-

gen des Klimawandels bislang nur eine Ahnung erhalten, deswegen können wir uns noch der Illusion hingeben, er beträfe uns nicht. Selbst wenn die Fluten der Oder, der Elbe und des Rheins ein paar Häuser zerstören, können wir das dank unseres enormen Reichtums finanziell wieder ausgleichen. Doch die vom Menschen betriebene Zerstörung der Natur bedroht das Leben der Menschheit. Wir versauen Böden und Gewässer, vernichten die biologische Vielfalt vom Bakterium bis zum Baum, vom Gen bis zum Grauwal. Damit zerstören wir unsere Lebensgrundlage. Das Außen spiegelt sich immer im Inneren des Menschen wider. Und umgekehrt. Die Zerstörung der Natur schädigt unsere Seele. Und unsere versehrte Seele schädigt unsere Familien und unsere Umwelt und damit die Gesellschaft und unser Zusammenleben.

Wissen und Wildnis gehören zusammen wie Baum und Borke

Das größte Kapital eines hochindustrialisierten Landes wie Deutschland sind wir, seine Bewohner. Denn nur wenn wir denken, erfinden, forschen, ausprobieren, unternehmen und handeln, treiben wir die Volkswirtschaft voran und erhalten die Sicherheit und den Wohlstand, den wir doch alle so schätzen. Betriebswirte sprechen deshalb von uns als Humankapital, was kein schöner Ausdruck ist, aber treffend beschreibt, worum es geht: um die Verwandlung von Hirnschmalz in Geld.

Doch das Humankapital in Deutschland schrumpft, ebenso wie in allen anderen Industrieländern. Wir werden alt und haben einfach zu wenig junge Leute, die die Wirtschaft mit neuen Ideen und Erfindungen voranbringen. Doch wir haben in den vergangenen Jahrzehnten nicht nur zu wenige Kinder

geboren, um in eine blühende Zukunft schreiten zu können. Wir erziehen ganz offensichtlich unsere Kinder und Jugendlichen auch nicht so gut, dass alle als eigenständig denkende, handelnde und mutige Menschen die Schule verlassen. Wir haben ein Bildungssystem geschaffen, das unsere Nachfahren nicht ausreichend gut auf das Leben vorbereitet. Denn erschreckenderweise gibt es nicht nur zu wenige junge Leute, viele von ihnen sind auch gar nicht in der Lage, konzentriert und sozial verträglich zu arbeiten, ganz gleich, ob sie die Schule mit dem Hauptschulabschluss oder dem Abitur verlassen. Das jedenfalls sagen die Unternehmen und Universitäten, wo die Jugendlichen lernen sollen, unsere Gesellschaft zu erhalten und weiterzubringen.

Als einen der Hauptgründe für die verlotternden Denkfähigkeiten sehen Lehrer, sehr viele Eltern und Neurologen den übermäßigen Konsum elektronischer Medien. Wir müssen also den Bildschirmen im Kinderzimmer und den Monitoren in den Hosentaschen etwas entgegensetzen, damit die Gehirne die Strukturen aufbauen können, mit denen Menschen auch abstrakt und analytisch denken können. Als »unkreativ und uninspiriert« bezeichnen Unternehmen einen großen Teil der Jugendlichen. Aber es geht nicht nur ums Denken. Die Personalchefs von Unternehmen jeder Größe klagen darüber, dass die jugendlichen Schulabgänger nicht sozial ausgebildet sind. Soziale Netzwerke machen eben keine sozial verträglichen, emotional kompetenten Menschen aus ihren Usern. Kinder und Jugendliche haben ein »Natur-Defizit-Syndrom« hat das der amerikanische Autor Richard Louv in seinem bahnbrechenden Buch *Das letzte Kind im Wald* genannt. Kinder und Jugendliche brauchen also mehr Matsch als Mattscheibe, was übrigens auch für uns Erwachsene gilt, aber dazu komme ich später. Wir müssen dementsprechend das Schulsystem so umbauen, dass die Kinder dort herauskommen, einen Platz in der Natur für sich finden und so wieder

einen Zugang zu ihrer eigenen Natur als kreativ denkende und soziale Wesen bekommen. Die Natur ist ein Bildungsraum für den Menschen – auch in der Industriegesellschaft. Diese Erkenntnis verpflichtet uns, die Natur zu erhalten. Wissen und Wildnis gehören zusammen wie Baum und Borke.

Und wir, die Alten und Mittelalten? Nun, wir haben uns ja schon darauf eingestellt, länger zu arbeiten und später in Rente zu gehen. Doch irgendwo müssen wir unsere mentalen und körperlichen Reserven auffrischen. Die Natur und die Wildnis sind nach meiner Erfahrung die besten Gegebenheiten, um Körper, Geist und Seele zu nähren. *Wildnis macht kreativ*, haben die amerikanischen Psychologen Ruth Ann Atchley, Paul Atchley und David L. Strayer herausgefunden, die ich in diesem Buch zum ersten Mal in Deutschland vorstelle.

Wenn wir uns in unserem Körper wohlfühlen und die Seele entspannt im Hier und Jetzt ist, können wir die Kapazitäten unseres Gehirns nutzen und anständig denken. Und das haben wir nötig. Wir müssen nämlich noch eine Menge lernen, um mit den Herausforderungen umzugehen, vor die uns der Klimawandel und das Schwinden der biologischen Vielfalt stellen. Wir müssen super in Form sein, um herauszufinden, welche Teile unserer komplizierten und komplexen Gesellschaft wir austauschen müssen, um fortzubestehen. Wir müssen erkennen, welche Technik wir weiterentwickeln sollten, wie sich die Technik auswirkt und was wir über Bord werfen sollten. Komplizierte Systeme wie unsere hochentwickelte Industriegesellschaft überleben nur, wenn wir sie immer wieder den Veränderungen anpassen. Unsere Gesellschaft als Organismus betrachtet, ist niemals fertig, ihr Überleben hängt davon ab, dass wir sie weiterentwickeln. Unsere Gesellschaft ist dann elastisch genug, mit Veränderungen umzugehen und etwaige Schocks durch den Klimawandel und die Auswirkungen des Artensterbens auszugleichen, wenn sie vielfältig ist.



Ulrike Fokken

Wildnis wagen!

Warum Natur glücklich macht

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 272 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-453-28062-5

Ludwig

Erscheinungstermin: August 2014

Wildnis für den Geist.

Natur macht glücklich. Wer einen Tag gewandert ist, einen Morgen lang Pilze im Herbstwald gesucht oder den Nachmittag auf Augenhöhe mit Grashüpfern verbracht hat, spürt eine entspannte Gelassenheit am Abend. Selbst Psychotherapeuten schicken immer öfter Menschen in den Wald, denn das Sein in der Natur lindert offensichtlich seelische Wunden. An vielen Schulen wird mittlerweile Wildniswissen unterrichtet, der Kontakt zur Natur macht Kinder klug und selbstbewusst. Und Unternehmen beginnen, die Natur als wertvolles Kapital zu schützen, um auch in Zukunft gute Geschäfte zu machen. Die Wildnis kehrt zurück in die Köpfe. Es ist höchste Zeit.

Ulrike Fokken war jahrelang Parlamentskorrespondentin, ehe sie dem Ruf der Natur folgte – in den Berliner Tiergarten ebenso wie in die wilde Landschaft der spanischen Sierra Nevada. Ihre Erkenntnis: Natur macht kreativ, stark, selbstsicher – und glücklich.



[Der Titel im Katalog](#)